

(Nachdruck verboten.)

Das Verbrechen des Arztes.

[8] Roman von J. S. Rosny.

Autorisierte Uebersetzung von M. v. Berthoff.

Guy fühlte, wie es ihn eifig überließ, wie seine Muskeln sich zusammenkrampften. Wie ein plötzlicher Ansturm der Flut alle Tiefen des Meeres aufwühlte, so setzte diese Frage alle Angstgefühle in dem Herzen des jungen Mannes in Bewegung.

Er beherrschte sich aber sofort und sagte mit ruhiger Stimme:

„Die Neue ist ebenso selten bei einem Sterbenden wie bei einem Menschen im Vollbesitz seiner Kraft. Sie erfordert, wenn ich so sagen darf, eine Art mittelmäßiger Depression. Moralisch kann sie durch irgend einen Zufall, das Mißlingen einer Sache, physisch durch schlechte Verdauung, einen Anfall von Rheumatismus, einen gewaltigen Schnupfen hervorgerufen sein. Aber bei einer heftigen Nierenkolik beispielsweise kommt das Gefühl der Neue gar nicht auf.“

„Ihr Aerzte seid doch alle Materialisten,“ entgegnete sie schmolend.

„Keineswegs, gnädige Frau, viele unter uns sind wahrhaft gläubig. Ich selbst gehöre ganz sicher zu diesen.“

„So!“ sagte sie mit der sehnsüchtigen Reizung derer, die leidenschaftlich nach einem Jenseits begehren. „Also, Sie glauben, daß es noch etwas über das Leben hinaus giebt?“

„Nein, meine Gnädige, ich beschränke mich darauf, nicht zu leugnen, daß es etwas Derartiges geben kann; aber die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß es nicht vorhanden ist — ich verstehe darunter nichts, was uns betrifft.“

„Dann wäre ja unsere Existenz eine verzweifelt sinnlose!“ rief sie aus.

„Wenn Sie wollen, ja. Aber würde sie weniger sinnlos sein, wenn es ein Jenseits gäbe?“

„Dann könnte es doch wenigstens für alles Schreckliche, was dieses Leben mit sich bringt, eine Vergeltung geben.“

„Der Tod thut, abgesehen von den leichten Unannehmlichkeiten, die ihm vorangehen, besseres als vergelten, er macht alles wieder gut, und wie vortrefflich! Nicht mehr sein, nicht mehr denken, nicht mehr leiden, das ist, wie wenn man nie gewesen wäre, nie gedacht, nie gelitten hätte. Je mehr man darüber nachdenkt, um so bewundernswerter findet man den Tod, aber selbstverständlich nur unter der Voraussetzung, daß mit seinem Eintritt alles vorüber ist.“

„Sie lieben also das Leben nicht!“ rief ganz entrüstet die Kranke aus.

„In diesem Augenblick,“ sagte er mit einem Blick, der in geheimnisvoller Weise das Schicksal herauszufordern schien, „weiß ich nicht, ob ich es liebe. . . Wenn die Träume, die mich jetzt beschäftigen, sich nicht erfüllen, dann wird es mir zweifellos sehr widerwärtig erscheinen, und zwar so sehr, daß ich vielleicht freiwillig daraus scheiden werde. Wenn aber meine Wünsche in Erfüllung gehen, dann werde ich es leidenschaftlich lieben.“

Er sah erst Madame Monteaux an, dann richteten sich seine Augen scharf und brennend auf Madeleine, und das junge Mädchen erschien ihm wie das Schicksal in Person. Im Grunde wußte er sehr gut, daß sie ihm kein Lebensbedürfnis war, aber mit dem Aberglauben des Spielers machte er aus ihr sein Schicksal, seinen Abgott, ein geheimnisvolles Sinnbild seines Glückes.

Sie war errötet, dann wurde sie sehr blaß. Daß der Traum, der Guy beschäftigte, der war, sie zu seiner Frau zu machen — dieser Gedanke versetzte sie in eine Aufregung, deren Kraft und Neuheit sie entzückten. Kein direkt ausgesprochenes Wort hätte so lebhaft zu wirken vermocht, wie die verschleierte Anspielung des Arztes.

„Sie glauben also nicht,“ fragte Frau Monteaux weiter, „daß das Leben an sich wertvoll ist? Sie machen das nur von gewissen Verhältnissen abhängig?“

„Ich denke, wir haben uns nicht mit seinem inneren Wert zu beschäftigen; das Leben selbst muß den Beweis dafür er-

bringen. Ein Bruchteil der irdischen Materie ist zum Leben verurteilt, und so lange dieser Bruchteil zunimmt, wird das Leben den Beweis seines Wertes erbracht haben. Das hat aber gar nichts mit den Individuen zu thun, die immer zum Vorteil der Menge geopfert, ja sogar toll verschwendet werden.“

Madeleine nahm keinen Anteil an dem Gegenstand der Unterhaltung, fand jedoch ein sichtlich Vergnügen daran, der Stimme des Doktors zu lauschen.

Er wendete sich zu ihr und sagte:

„Und wie denken Sie darüber, Fräulein?“

„Ach, ich,“ entgegnete sie, „ich bin davon überzeugt, daß es einen Gott giebt, und daß wir ewig fortleben — nicht in einer andren Welt, denn alle Welten sind nur eins, aber in einem andren Winkel der Unendlichkeit. Nichts geht in dieser Welt verloren, daher gehen auch wir uns nicht verloren. Wir sterben sogar nicht. Wir erstehen in demselben Augenblick in veränderter Gestalt, in dem wir zu verschwinden scheinen!“

Sie sprach mit sanfter Stimme, aber so überzeugt, daß sie Glauben einflößte. Jeder Glaube ist geeignet, sich mitzuteilen. Niemand kann dafür gut stehen, daß seine Skepsis einer neu auftauchenden Ueberzeugung, sofern sie nur intensiv genug auftritt, widerstehen kann.

Anscheinend ironisch, aber doch innerlich geängstigt, fragte er:

„Und unsre Handlungen, werden die beurteilt?“

„Nein, sie sind ein Teil unsrer selbst. Wir tragen sie in uns, wie wir unsre Gedanken und Gefühle in uns tragen. Sie machen uns froh, wie die Gesundheit, oder wir leiden an ihnen, wie an Wunden.“

Sein Gesicht verdüsterte sich. Er sah sich sein ganzes Leben von der Handlung bedrückt, die er sich zu Schulden hatte kommen lassen. Und mit etwas aggressiver Stimme fuhr er fort:

„Sehr wohl, aber unsre Gedanken verändern sich, unsre Gefühle verblassen. Auch unsre Handlungen entschwinden schließlich; wenn die Zeit über sie hinweggegangen oder wenn sie Spuren hinterlassen, so sind sie so schwach, daß es beinahe auf daselbe hinauskommt.“

„Ich weiß nicht,“ sagte sie veronnen, „das trifft zu, was gewisse Handlungen betrifft. Aber es giebt auch solche, die man lange, lange Zeit beklagt, und an die die Erinnerung wiederkommt, wenn man sie schon lange entschwinden glaubt. Das sind seltsame Gespenster.“

Er fühlte, wie eine Art von Zorn sich seiner bemächtigte; dann empfand er glühendes Verlangen nach dem Besitz dieses Mädchens, ein fast abergläubisches Verlangen, als ob der Besitz dieses frischen, jungfräulichen Wesens ihn zu entzählen vermocht hätte.

Während die andren ihren Kaffee tranken, setzte sich Madeleine ans Klavier. Sie spielte schlichte, ruhige Weiser, alte, schwermütige Volkslieder, die wie welfes Laub oder stilles Wasser dahinrieselten.

„Das ist die einzige Art von Musik, die ich abends vertrage,“ jagte Madame Monteaux, „sie beruhigt meine Nerven und verjüngt mich.“

Ab und zu sang Madeleine mit gedämpfter Stimme dazu. Da bemächtigte sich des Doktors eine furchtbare Traurigkeit. Erinnerungen stiegen auf, zahlreicher als die Steine am Strand. Er durchlebte jene Zeit der Kindheit wieder, in der Monate zu Jahren werden; er durchlebte die kraftersfüllten Hoffnungen der Jugend. Und plötzlich sah er eine Landstraße vor sich, vom Schein der untergehenden Sonne wie von Blut übergossen. Gleich zwei Reiterstatuen von rotem Stein führten zwei berittene Gendarmen ein hageres, wildes Wesen zwischen sich fort, einen Wolf in Menschengestalt, der gebundene Hände hatte.

„Ich bin der Bruder dieses Menschen,“ dachte Guy.

Er fühlte eine unwiderstehliche Lust, zu fliehen, nach der Rue de Penthièvre zu eilen und zu sehen, ob nichts vor gekommen sei. Der Wunsch ließ ihn bald gar nicht mehr los, und je öfter er sich wiederholte, daß es der reine Blödsinn sei, desto mehr fühlte er sich nach dem Hause hingezogen, in dem Plessis gestorben war.

Zum Glück verstummte die Musik. Sofort fühlte er sich erleichtert.

Madeleine stand auf und setzte sich neben ihn, und wieder schien der Duft, den das junge Mädchen ausströmte, der Anblick ihres schöngeschnittenen Halses, über dem das schöne Haar lag, wie Vergessen und Entzücken auf ihn zu wirken.

„Sind Sie ein Freund der Musik?“ fragte sie.

„Ja, doch ohne besondere Untercheidung. Die Welt der Töne ist mir nicht klar. Ich verwechsle eine Sonate von Beethoven mit irgend einer Rhapsodie. Ich bin wie ein Mensch, der das Licht liebt, ohne seine Farben unterscheiden zu können.“

„Wie aufrichtig Sie sind!“ sagte sie bewundernd. „In allem, was Sie sagen, fühlt man die Aufrichtigkeit Ihres Wesens, Sie verbergen nichts.“

Diese Worte trafen ihn wie die Berührung eines heißen Eisens.

„Glauben Sie mir das nicht,“ entgegnete er bitter. „Ich kann lügen wie jeder andre.“

„Notgedrungen vielleicht!“ sagte sie lebhaft. „Aber Sie lügen nicht aus Ihrer Natur heraus, darauf würde ich schwören.“

„Notgedrungen!“ dachte er.

Und das Wort senkte sich tief in seine Brust wie ein Stein in einen Abgrund.

„Wenn Sie wüßten, welche Notwendigkeit mich zwingt!“ Es war bald zehn Uhr, er erhob sich.

„Wir dürfen das Gebot nicht verletzen,“ sagte er heiter.

Madeleine begleitete ihn wie gewöhnlich. Doch ohne wie sonst an der Glasthür stehen zu bleiben, ging sie diesmal bis zur Thür des großen Salons mit. Dort reichte sie ihm die Hand.

Er war sehr bewegt. Der Reiz dieses jungen Mädchens, der Wunsch, sie zu lieben und von ihr geliebt zu werden, hatten ihren Teil an seiner Ergriffenheit. Doch hauptsächlich wurde er von dem Wunsch verzehrt, zu wissen, was sein Schicksal sein werde, wenn er den Sieg davontrüge, und was ihm entgegen würde, wenn er unterläge.

Er sah sie unvermittelt an und sagte mit tiefer Stimme:

„Verzeihen Sie mir . . . das, was ich Ihnen jetzt sagen möchte, ist gewiß nicht recht . . . aber wann und wo soll ich es Ihnen sagen? Und wenn Sie es befehlen, werde ich dann nie wieder darauf zurückkommen . . .“

Er senkte den Kopf und sagte ganz leise: „Ach liebe Sie!“

Sie zitterte, ihre Augen wurden größer, aber sie antwortete, ohne zu zögern, ganz schlicht: „Und ich, ich erwidere Ihre Liebe!“

Er war tief ergriffen. Von allen Ereignissen seines Lebens war dieses doch das süßeste. Er sah jedes ferne Glück, alle geheimnisvollen Seligkeiten, all das holde Unbekannte, von dem er längst nicht mehr zu träumen wagte. Dieses schöne junge Mädchen hatte ihm mit wenigen Worten wieder die Welt erschlossen. Und — wer weiß, sie wäre vielleicht trotzdem die Seine geworden, trotz seines Ruins, trotz des ganzen Zusammenbruchs!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Im Zeichen der Gans.

Das letzte Stündlein ist jetzt für die Mehrzahl ihres Geschlechts gekommen. Vordem, zwar nicht frei, wie der Vogel in der Luft, aber doch unbeschränkte Herrin der Weide und Brache, muß sie jetzt wohl oder übel ihre letzten Federn lassen. Heuchlerisch, wie immer, täuscht der Mensch auch sie mit Manteln und Tüken. Wie oft mag eine Gänsejungfrau sich verhätscheltes Schönlind dünken, wenn die Bauerntöchter ihr Wissen im das Schnattermündchen stopft, daß sie fast wähnt, in ihrem eignen Fett erpüden zu müssen. Die Unschuldige, die nicht ahnt, wie alle liebende Fürsorge schmöder Gewinnsucht entspringt! Je mehr sie gehegt und gepflegt wird, desto ärger wird sie gerupft. Zu spät erkennt sie, daß ihr ganzer Lebenszweck darin bestand, den Menschen behaglich schmeckend sagen zu lassen: eine gute gebratene Gans ist eine gute Gabe Gottes.

In dem alten Pyramidenlande galt die Gans als heilig. Sie war Seb, dem Gott der Zeit, geweiht. Das Gänsefett war das Sinnbild des Weltweises, aus dem die Welt hervorging. Man ah daher die Gänsefett nicht, wohl aber die freundlichen Legerinnen selbst. Denn höher noch als seine Götter stand dem Menschen die eigne liebe Person jeder Zeit selbst. Die Gänsezucht war im alten Aegypten sehr ausgebreitet. Auf den Grabmädern werden große Gänseherden dargestellt, und von dem vornehmen Werdenträger Xi wird in einer Orabinschrift gerühmt, daß er Tausende von Gänsen besaß.

Seit uralten Zeiten ist sie auch in allen Teilen Indiens ein Gegenstand der Verehrung gewesen. In engster Beziehung stand und steht sie hier mit der Schlange. Auf allen Tempeln Indiens, die mit Schlangensymbolen geschmückt sind, findet man mit dem geheimnisvollen Kriechtier auch die Gans vereint. Bei den Buddhisten steht die Gans, wie man die Gans bezeichnet, noch heute hoch in Ehren, weil angenommen wird, daß sie auf ihren Wanderzügen nach dem mythischen See Manasa fliege. Kalidasa hebt in einem seiner Gedichte hervor, daß sie Schnapfucht habe, den heiligen See zu erreichen. Wie der Löwe als König der Vierfüßler, so wird die Gans als das höchste aller gefiederten Tiere erachtet. Sie war das ursprüngliche Symbol Brahmas; erst später trat der Schwan an ihre Stelle.

Ihre Würde behauptete sie auch noch im Zeitalter der Griechen und Römer. Bei den Griechen war sie der Persephone, der Herrscherin der Unterwelt, heilig. Man schätzte sie hoch, weil sie ihren Jungen eine aufopfernde Fürsorge erweise, und bewunderte sie wegen ihrer Schönheit. Schon die vielumworbene Penelope befindet in der Odyssee eine kleine Herde von zwanzig Gänsen, die aber mehr zum Schmutz für den Hof, als des Nutzens wegen gehalten werden. In Rom war die Gans Juno geweiht. In ihrem Tempel auf dem Kapitol pflegte man jene geheiligten Gänse, deren Vorfahren einst bei dem Einfall der Gallier unter Brennus durch ihre Beschrei die Befestigung gewek und die Burg gerettet haben sollten. Voller Anerkennung äußern sich die klassischen Schriftsteller. Aristoteles erklärt sie für ein scharfsinniges Tier, Aelian lobt sie als mutig und dem Menschen zugethan, und Ovid behauptet, sie sei an Klugheit dem Hunde überlegen. Mehr kann selbst die größte Gans nicht verlangen.

Auf deutschem Boden hat die Gans einstmal eine ganz ähnliche Stellung bekleidet. Man hat an verschiedenen Orten kleine Bronzewagen ausgegraben, auf denen eine Anzahl von rohen Figuren die Götter mit ihrem Gefolge und ihren heiligen Tieren darstellt. Sie erinnern an jenen heiligen Wagen, auf dem nach dem Bericht des Tacitus die Erdgöttin Nerthus, gezogen von Rindern, durch das Land fuhr. Diese kleinen Bronzewagen, die man für ein Kinderspielzeug halten könnte, haben zweifellos als Kultgegenstände bei den Götterfesten Verwendung gefunden. Die Vögel, mit denen sie verziert sind, dürfen für Gänse angesehen werden. Die Gans als Wasservogel war denn auch der Schutzvogel des Gewittergottes Thor. Man bereitete aus ihr die Festspeise am Ende der regnerischen Jahreszeit in der symbolischen Bedeutung, daß, wenn der Wasservogel gestorben sei, das goldene Ei gefunden werde, d. h. die Sonne alsbald wieder höher steige. Als später der alte Gott Thor durch den heiligen Martin ersetzt wurde, trat die Gans auch zu diesem in Beziehung, und so verwandelte sie sich schließlich in den allwillkommenen Martinsvogel.

In ihrer Eigenschaft als Haustier hat die Gans gleichfalls eine wechselvolle Vergangenheit hinter sich. Es hat den Anschein, als ob man noch im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. die Gans mehr der Eier als des Fleisches wegen gehalten hat. In den Fabeln des Aesop wenigstens ist die Gans und nicht das Huhn die fruchtbarste Eierlegerin. Daß die Griechen ihre Schönheit rühmten und sie als Schmutzvogel schätzten, wurde bereits erwähnt. Als verständnisvolle Fremde des Gänsebratens erscheinen zuerst die Römer. Sie hatten zwar die Gänse zu den heiligen Wächtern des Kapitols erhoben, das hinderte aber diese scrupellos praktischen Herren der Welt nicht, die Gans auch auf ihren „inneren“ Wert zu prüfen. In den Zeiten des Kaiserreichs besaß man große Anstalten zur Zucht für die Tafel. Gleichzeitig trat die Gans als Eierlieferantin mehr und mehr in den Hintergrund, und diesen Platz nahm jetzt erst das Huhn ein. Besonders beliebt wurde ein kleiner Schlag, der von den Morinern, einer germanischen Völkerschaft an den heutigen belgischen Küsten, gezüchtet wurde. Zu Plinius' Zeiten trieb man große Herden nach Rom. Ledermäuler, wie die römischen Großen waren, verstanden sie bereits die treffliche Kunst, Gänse mit Mehl, Milch und Feigen zu mästen, um große und schmackhafte Lebern zu erzielen. Horaz erwähnt in den „Satiren“ die Leber der mit saftigen Feigen gemästeten weißen Gans.

Die germanischen Varenhäuter wußten die Gans wohl zu würdigen. Im gegensätzlichen Mittelalter entspann sich auch über sie ein hitzig geführter Kampf der Meinungen. Vorwiegend galt ihr Fleisch als ungesund. Der gelehrte Zoologe Aldrovandus, im Jahre 1631 Lehrer der Arzneimittellehre in Bologna, erklärte, Gänsefleisch mache hartnäckig. Nach dieser eigensinnigen Behauptung muß er selbst sehr viel verzehrt haben. Aber das eigentliche Skandale des wilden Streites war weniger die Hausgans, als vielmehr die Ringelgans, oder, wie sie bezeichnet wurde, die Bernakelgans. Man fing sie, wie heute noch, an den holländischen und deutschen Küsten mit Hilfe von Lockgänsen, wenn sie aus dem hohen Norden eintrafen, und mästete sie mit Getreide zu sehr schmackhaften Happen. Mit diesen Bernakelgänsen hatte es nun eine ganz sonderbare Verwandtschaft. Nach dem Zeugnis weitgereister Männer und den Forschungen tiefgründiger Naturkundiger entstanden die Bernakelgänse nicht auf die gemeine Art aus Eiern, sondern aus faulendem Holz von Bäumen. Dieses faulende Holz fiel in das Meer und wurde hier in ein Krebsgeschlecht, die Entenmuschel, verwandelt. Die Entenmuschel war der Jugendzustand der Bernakelgänse, aus dem sie allmählich zu leibhaftigen Gänsen heranwuchsen. In unsrer wunderbaren Welt ist ja alles möglich, und so ließ die gläubige Laienwelt diesen erstaunlichen Enthüllungen der aufblühenden Wissen-

schaft ein williges Ohr. Freilich hatte der Glaubenseifer eine sehr materielle Grundlage. Denn waren die prächtigen Vernalgänse nicht auf gewöhnliche Weise entstanden, stammten sie im letzten Ende von Bäumen ab, so waren sie in ihrem innersten Kern nur Früchte in Gansgestalt, und daher als Fastenspeise erlaubt. Namentlich die niedere Geistlichkeit verteidigte diese Stoffverwandlung überzeugt. Man kann es ja den guten Patres nicht verdenken, wenn sie den langen Fastenspeisenzeitel zu bereichern suchten. Jahrhunderte hindurch hat denn auch die Vernalgans wirklich zum Fastenzeitmenü gehört. Erst mit dem 17. Jahrhundert erlangte die nichterne Beurteilung die Oberhand. Drobund bedurfte es noch mehrerer kirchlicher Verordnungen, bis endlich die Vernalgans ihres falschen Ruhmes entkleidet, zum naturgemäßen Abstömmling wunderloser Eier erklärt und vom Fastentisch abgesetzt wurde.

Von den andern Tafelgenüssen, die uns die Gans außer dem saftigen Braten besichert, stehen wohl einstimmig an erster Stelle die Leberpasteten und die geräucherten Brüste. Kemner und Würdiger der Gänseleber waren, wie wir wissen, bereits die Römer. Aus der Zeit, wo sie das Rheinthal zu ihrem Weltreich geschlagen, und es mit Landhäusern und blühenden Gemeinwesen bevölkert haben, ist die Kunst, große, fette Lebern zu gewinnen, wahrscheinlich hier erhalten geblieben. Es ist daher kein Zufall, wenn die Gänseleberpastete von Strahburg aus ihren Siegeszug auf die Tisch der Feinschmecker unternommen hat. Im Jahre 1762 wurde der Marschall v. Contades als Militärgouverneur nach Strahburg versetzt. Sein Mundloch Close lernte hier die landesübliche Mästung kennen und bereitete die ersten Gänseleberpasteten. Als er später nach Paris zurückkehrte, wählte er als Specialität die Pastetenbäckerei. Ein anderer Kochvirtuose, Doyen, fügte die Trüffelung hinzu und schuf so eigentlich erst die Krone des Pastetengeschlechts. Auch Pasteten haben ihre Geschichte. Geräucherte Spitzgänse werden in Norddeutschland seit langem hergestellt. Aber noch im vorigen Jahrhundert räucherte man die Gänse ganz. Später ist man dazu übergegangen, ausschließlich die Brust und die Keulen zu räuchern, und gegenwärtig beginnen auch diese zurückzutreten.

Die Gans hat zwei kulturgeschichtliche Umwälzungen hervorgerufen. Noch am Ende des ersten Jahrhunderts kamte das Altertum die Gänse daunen als Polstermaterial nicht. Man stopfte die Stissen mit Hasenhaaren und Rebhuhnfedern. Da lernte man die nordischen Morinegänse schätzen, und nun kamen in der römischen Kulturwelt die Federbetten auf. Besonders die Frauen, die ja eine angeborene Vorliebe für das Weiche und Mollige haben, begrüßten die damaligen Reformbetten mit Freuden. Aber ein noch bedeutungsvollerer Fortschritt entsprang der Gans. Sie brachte den Schriftkundigen die Schreibfeder. Bis dahin schrieb man entweder mit Griffeln auf Wachstafeln oder trug den flüssigen Farbstoff mit einem Rohr auf. Der Esel, der das Pergament, und die Gans, die die Schreibfeder lieferte, sind mehr als ein Jahrtausend mit der Wissenschaft in enger Fühlung gewesen. Ein Spötter könnte meinen, daß die Verbindung mit diesen beiden geistesstarken Tieren auf die mittelalterliche Gelehrsamkeit nicht ohne bestimmenden Einfluß gewesen sei. —

Theo. Seelmann.

(Nachdruck verboten.)

Lappische Heilkünstler.

Es ist neuerdings behauptet worden, daß die meisten Gewohnheiten und Bräuche der Komadenvölker sich nicht aus ihrer gemeinsamen Beanlagung, sondern aus ihrer Lebensweise entwickeln. Ihre starke Stütze findet diese Ansicht in der Uebereinstimmung mancher Sitten des Volkes Israel zur Zeit, als es ins gelobte Land zog, mit denen der heutigen Lappländer. Die Juden dürfen doch aber nur und nimmer, wenn sie auch zeitweise ein nomadisches Leben führten, zu den Komadenvölkern gezählt werden. Andre, noch heute bei den Lappen übliche Bräuche lassen sich bei verschiedentlichen Völkern während der Völkerverwanderung nachweisen. Ganz besonders interessante Resultate in dieser Hinsicht hat die Forschung auf dem Gebiete der Heilkunde ergeben.

In gewissen apokryphen Schriften, die ehemals vereinzelt, ziemlich unbekannt gebliebenen Bibelausgaben beigelegt waren, ist von eigentümlichen Wasseruren der Juden die Rede, die in Verbindung mit einer streng vegetarischen Diät bei fast allen Magen- und Darmkrankheiten gebraucht wurden. Wenn man den manderlei Potuspolus, der sie begleitete, abzieht, so bestehen sie im wesentlichen darin, daß die Kranken täglich so und so viele Waschungen der Füße und des Kopfes vornehmen mußten. Da das Wasser aber meist knapp war, so begnügten sie sich, der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe, die betreffenden Körperteile in Tücher zu hüllen, die mit allen beliebigen Flüssigkeiten, die sich nicht anderweitig verwenden ließen, getränkt waren. Diese Deutung geben wenigstens die Gelehrten dem Umstande, demzufolge sie die Tücher in flüssige Rückstände ihres Speisematerials tauchten. Die Mahlzeiten der Patienten bestanden, da Früchte und Getreide, wie Gemüse ebenfalls meist nicht zur Verfügung standen, aus Wurzeln, Gräserjamen usw. In ganz ähnlicher Weise behandelt die lappischen Heilkünstler Verdauungsstörungen: Wenn sie auch in der Regel Wasser in genügender Menge haben, so ziehen sie zu den Umschlägen doch die Brühen vor, in denen dies oder jenes gelocht wird. Auch werden nur Kopf und Füße der Kranken naß eingeschlagen. Die diätische Kur dagegen wird mit

Hilfe gewisser Lindrappflanzen gebraucht, die meist roh genossen werden. Es ist seitens der schwedischen Aerzte vielfach vor dem Genuß dieser Kräuter und Wurzeln gewarnt worden, da man meinte, daß leicht durch Vertuschung dieser mit ähnlich aussehenden Schädlichen Vergiftungen vorkommen könnten, aber thatsächlich hat man diese kaum in einem einzelnen Falle nachweisen können. Das erscheint um so erstaunlicher, als meist kleine Kinder die Pflanzen sammeln. So selten diese Kuren auch in mancher Beziehung sind, so läßt sich nicht ableugnen, daß sie in zweifacher Hinsicht ein sehr gesundes Princip verfolgen, nämlich das der Enthaltensamkeit und Abhärtung, respektive der Reinlichkeit. Allerdings läßt sich darüber streiten, ob es von unserm Standpunkte aus reinlich ist, Spülwasser und ähnliches anstatt reinem Wasser zu Waschungen und Umschlägen zu verwenden, aber schließlich darf man nicht verlangen, daß die Lappen, die meist in größerer Anzahl ein enges Zelt bewohnen und überhaupt gewohnt sind, sich mit ihren Tieren und Gerätschaften auf dem knappestem Raum zusammenzudrängen, dieselben Begriffe von Sauberkeit haben sollen, wie wir. Die Hauptsache bleibt, daß ihre Kuren bei Magen- und Darmkrankheiten häufig ausgezeichnete Resultate erzielen.

Jeder vernünftigen Motivierung entbehren im Gegensatz zu den besgriffenen Kuren andre, die bei akuten Krankheiten gebräuchlich sind. Renntiergeweihe, pulverisiert und in Renntiermilch gelocht, die getrockneten Schwanzstößen gewisser Fische, gebörte und gestoßene Dorfschleier und dergleichen mehr, sind beliebte Medicamente bei allen fieberhaften Krankheiten. Wunden behandelt man dagegen, indem man Wegwartblätter auflegt, auf frische Brandwunden streut man Holzlohlenasche mit Thran angerührt und der Schnupfen wird durch Einatmen von recht dickem Rauch vertrieben.

Die Heilkünstler der Lappen sind in der Mehrzahl der Fälle alte Männer aus ihrer Mitte, die auch im Geruch der Zauberei stehen. Sie wenden denn auch viele sogenannte sympathetische Kuren an, bei denen die Strahlen der auf- und untergehenden Sonne und der Mond im letzten Viertel eine wichtige Rolle spielen. Besonders originell ist das Ausläuten der Krankheiten, das vorzugsweise bei Säuglingen, überhaupt bei Kindern angewendet wird. Merkt man, daß ein Säugling irgend welche bedenklichen Anlagen besitzt, an Krämpfen leidet oder kranke Augen hat, so wartet man vorerst einen recht stürmischen Tag ab, alsdann schreitet der Wunderdoktor mit einer großen Glocke in der Hand, die er, Zaubervorte murmelt, beständig schwingt, durch die Lunda, gefolgt von der Mutter mit dem Kinde. Da der Mann sich ein verhältnismäßig gar nicht so unbedeutendes Honorar für seine „Behandlung“ bezahlen läßt, so schließen sich stets eine Anzahl anderer Kranker der Frau mit dem Kinde an, um kostenlos an dem Ausläuten teilzunehmen. Der Wunderthäter darf sich nämlich während der Prozedur weder umdrehen, noch im Herbeten seiner Sprüchelein unterbrechen lassen. So muß er sich das ungebetene Gesolge ruhig gefallen lassen, bis er wieder ins Lappenlager zurückgekehrt ist, dann aber haben jene bereits das Weite gesucht. Es ist vorgekommen, daß solch Wunderthäter in einem derartigen Fall auf Entschädigung geklagt hat: doch ist er vom Gericht mit seiner Forderung abgewiesen. Der Sinn der Ceremonie ist der, daß der Sturm die Krankheiten, die vermöge des Ausläutens aus den Körpern der Leidenden herausgetreten sind, auf Nimmerwiederkommen entführe.

Am bedenklichsten ist die Thätigkeit dieser Heilkünstler in allen Fällen von Augenkrankheiten. Bekanntlich haben die Lappen in der Mehrzahl Triefaugen, die zum großen Teil davon herrühren, daß die geringfügigsten Augenentzündungen, die sich im Kindesalter zeigen, durch die unsinnigen Heilmethoden der Volksdoktoren systematisch verschlimmert werden. Statt für sorgfältiges Auswaschen der Augen zu sorgen, geben sie den Müttern einen zähen, aus Lehm, Garzen und weiß Gott, was sonst noch, bestehenden Brei, mit denen sie den Kindern die Lider förmlich verkleben. So werden Augenkrankheiten direkt großgezogen, die sich dann von einem auf den andern übertragen. Bei den Mädchen bessern sich die Triefaugen meist nach den Entwicklungsjahren, aber wenn sie dann selbst Kinder haben, so bringen sie die Anlage dazu doch wieder mit auf die Welt.

Die lappischen Wunderdoktoren stehen bei ihren Stammesgenossen durchgängig in hohem Ansehen, was zum Teil wohl auch in der unbestreitbaren Lebensweisheit beruht, die sie besitzen und der sie durch pathetische, aber dennoch kernige Aussprüche und Reden treffenden Ausdruck verleihen. Ihre überlegene Art mit denen, die ihre Hilfe suchen, zu verkehren, in Verbindung mit ihrem eignen unerschütterlichen Glauben die Unschlebarkeit ihrer Heilmethoden, schafft in der That zuweilen Resultate, die ihre Zaubersprüche und Medicamente nimmermehr bewirken würden. —

M. Kossal.

Kleines feuilleton.

k. Die erste „drahtlose“ Zeitung. Wohl die eigenartigste Tageszeitung in der Welt ist ein Blatt, das „The Wire Leg“ heißt. Es erscheint in Avalon auf Santa Catalina Island, der schönsten Insel der Santa Barbara-Gruppe, die gegenüber der Küste von Südkalifornien liegt. Avalon ist die einzige Stadt auf der Insel und ist ein beliebter Vergnügungsort für viele Kalifornier, namentlich für Angler, die dort den mächtigen Thunfisch fischen. Vor der Einrichtung des drahtlosen Telegraphen war die Insel mehr oder weniger

von der übrigen Welt abgetrennt; vom Festland ist sie durch eine 3/4stündige Dampferfahrt zu erreichen. Von Los Angeles, der nächsten größeren Stadt auf dem Festlande, kommen Nachrichten, die morgens aufgegeben werden, erst nachmittags an, und dringende Botschaften können erst im Laufe von zwei Tagen beantwortet werden. Das Wachsen der Bevölkerung und des Handels machte eine raschere Verbindung erwünscht, die einzurichten eine amerikanische Gesellschaft für drahtlose Telegraphie sich erbot. Das angewandte System drahtloser Telegraphie ist eine rein amerikanische Erfindung, die von dem Marconi-System verschieden ist. Die Gesellschaft eröffnete die Hauptstation in Los Angeles im Frühjahr 1902 und richtete sofort einen drahtlosen Telegraphen in Witches Point, einem Vorgebirge an der Küste von Los Angeles County, und eine andre auf Santa Catalina Island ein. Die Botschaften wurden genau und zuverlässig über die 33 Meilen, die die trennende See an jener Stelle breit ist, befördert. Im Juli 1903 wurde die Station dem Publikum übergeben. Der Apparat weicht in vielen Einzelheiten von dem Marconi-System ab. Jede Station liegt auf einer hohen Stelle und in einer isolierten Gegend, so daß der Lärm von außen und elektrische Störungen vermieden werden. Ein großer Mast ist aufgerichtet, von dessen Arm zehn parallele Kupferdrähte vertikal herabhängen und am unteren Ende mit den Sender- und Empfängerapparaten verbunden sind, die sich in einem Gebäude am Fuß des Mastes befinden. Erst benutzte man nur einen vertikalen Draht, aber man fand, daß das Vermehren der Drähte die Vibrationen oder Aetherwellen entsprechend verstärkte, so daß dadurch die Deutlichkeit der Wahrnehmung an der Empfangsstation vermehrt wurde. Die Elektrizität wird von einer Dynamomaschine geliefert, die durch eine kleine Gasolinmaschine an jeder Station in Tätigkeit gesetzt wird. Jeder Telegraphenbeamte kann in wenigen Stunden das neue amerikanische System für drahtlose Telegraphie beherrschen. Um den Bewohnern von Avalon bereits am Morgen die Nachrichten zu geben, die in Los Angeles morgens erschienen, beschloßen die Mitglieder der „drahtlosen“ Gesellschaft, deren Präsident ein ehemaliger Publizist und Redakteur ist, eine „drahtlose“ tägliche Zeitung in Avalon zu veröffentlichen, die eine Uebersicht der wichtigsten Nachrichten der Morgenzeitungen, zugleich mit den Lokalnachrichten der Insel, enthält. Gleich in der ersten Nacht vor der Veröffentlichung hatte der Telegraphendienst von „The Wireles“ eine schwere Probe zu bestehen: Regen und Gewitter von fast noch nie gesehener Heftigkeit wüteten auf der Bai und der Insel. Aber die Nachrichten kamen ohne Unterbrechung oder Entstellung an, so daß der Apparat vermutlich nie versagen wird. Der telegraphische Bericht von „The Wireles“ besteht aus 600 bis 800 Worten, die eine Verarbeitung der Hauptnachrichten des Tages aus allen Weltteilen enthalten sowie sie in kalifornischen Zeitungen desselben Datums erscheinen. Diese Zusammenfassung der Nachrichten giebt den Lesern von „The Wireles“ eine Forderung auf die Vorgänge, die die Welt bewegen, und dient dazu, sie auf die ausführlichen Berichte aufmerksam zu machen, die in den später eintreffenden Zeitungen enthalten sind. Außer den Telegrammen enthält „The Wireles“ auch einen kurzen Bericht über die lokalen Ereignisse der Insel, die von einem Tag auf den andern zu melden sind, Berichte von wunderbaren Angelergebnissen; Abenteuer bei Jagden auf wilden Ziegen; Berichte von Golf- und Tennispartien und andren sportlichen und gesellschaftlichen Ereignissen. Fremdenlisten der Hotels, Gespräche mit Reisenden und eine Menge interessanter Informationen für Touristen. —

Astronomisches.

ss. Neue Beobachtungen der Sternschnuppenfälle. Professor Denning, alseitig als erste Autorität in der Kenntnis und Erforschung der Sternschnuppenfälle anerkannt, hat auch diesmal den Schwarm der Leoniden sorgfältig beobachtet und dabei am 16. November ein reiches anziehendes Schauspiel erlebt. Er begann seine Beobachtungen um Mitternacht. In der ersten Stunde zählte er am nordwestlichen Himmel 16 Meteore, die aus dem betreffenden Strahlungspunkt im Sternbild des Großen Löwen kamen, in der zweiten Stunde 20, in der dritten 48, in der vierten 52, in der fünften 120 und in der sechsten 140. Seinen Höhepunkt erreichte der Meteorfall zwischen 5 1/2 und 5 3/4 Uhr morgens; in dieser Zeit wurden fast drei Sternschnuppen in der Minute gesehen. Der Strahlungspunkt bildete eine Fläche von sechs Grad im Durchmesser, jedoch ging die weitaus größte Mehrzahl der Meteore genau von dem innersten Teil dieser Fläche aus. Die Sternschnuppen waren im allgemeinen sehr hell, und verhältnismäßig wenige waren schwächer als Sterne zweiter Größe. Außerdem zeigten sich noch einige Meteore von kleineren Schwärmen, die sich sehr langsam bewegten. Zu denselben Stunden entdeckte der Engländer Max von seinem Bohnstüß aus in Barrow am Humber einen andern Meteorfall, dessen Strahlungspunkt etwa zehn Grad vom Zenith entfernt lag. Die Meteore unter dem Polarstern schienen sich in etwa einer halben Sekunde senkrecht abwärts über eine Strecke von 30 Grad zu bewegen. Wenn die Höhe eines solchen Meteors zu 130 Kilometer angenommen wird, so würde die Länge des in einer halben Sekunde von ihm durchfahrenden Bogens fast 70 Kilometer sein, falls die Bewegung rechtwinklig zur Gesichtslinie stattfand. Eine Geschwindigkeit von 140 Kilometer in der Sekunde würde selbst für ein Meteor ungeheuer sein, aber in diesem Fall sogar das Minimum bedeuten. Am Sonnabend zuvor hatte Moß in South Kensington um 11 1/4 Uhr

abends ein ungewöhnlich helles Meteor beobachtet. Obgleich er nicht in die betreffende Richtung sah, wurde seine Aufmerksamkeit durch den Glanz angezogen, der den Jupiter in seiner größten Helligkeit übertraf. Die beobachtete Bahn war etwa 5 Grad lang und begann an einem Punkt in der Nähe des Himmelsäquators, etwa 8 Grad östlich vom Stern Delta im Bild des Orion. Unabhängig wurde dasselbe Objekt von Mills beobachtet, der es als das hellste Meteor beschreibt, das er je gesehen hatte. Der Schwarm der Leoniden scheint noch an verschiedenen andren Punkten mit Erfolg aufgesucht worden zu sein. Eine dieser Sternschnuppen hinterließ einen grünen, unterbrochenen Schweif, der etwa zwei Sekunden am Himmel stehen blieb. Es gehört zu den Eigentümlichkeiten des Novembersternschwarms, daß seine Meteore außerordentlich schnell am Himmel ziehen und ununterbrochene Schweife hinterlassen, die freilich gewöhnlich eine rötliche Farbe haben. —

Humoristisches.

— In der Kneipe. A. (verwundert): „Wie, Sie sägen Holz für den Wirt?“

B.: „Allerdings, ich mache nämlich eine Entfettungskur durch!“

A.: „Und warum thun Sie das nicht zu Hause?“

B.: „Werd' mich schön hüten, dam muß ich's immer!“ —

— In der Wut. Gast (der schon lange auf den bestellten Hasenbraten wartet): „Zum Donnerwetter, Kellner, um meinen Hasen kümmert sich ja keine Kage!“ —

— Zurückgegeben. Er: „In Deinem Hausstand sieht es aus, wie in einer Wüste.“

Sie: „Na, dann mußt Du altes Kamel Dich doch ganz wohl darin fühlen.“ — („Meggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Unter dem Titel „Physikochemische Rundschau“ erscheint von Anfang nächsten Jahres an in Berlin eine internationale Revue über die Wissenschaft der physikalischen Chemie und der verwandten Zweige der Chemie und Physik. Herausgeber ist Dr. Rudolphi (Darmstadt). —

— Eine Wochenschrift für Blinde, die erste in deutscher Sprache, kommt mit Beginn des Jahres 1904 in Wien heraus. Das Blatt erscheint in der Brailleschen tastbaren Punktsschrift; es wird in der Druckerei des Blinden-Instituts Hohe Warte hergestellt. —

— Hermann Bahrs neues Schauspiel „Der Meister“ geht am 17. Dezember erstmalig im Deutschen Theater in Scene. —

— Im Berliner Theater wird im Dezember das Zaubermärchen „Die sieben Raben“ aufgeführt werden. —

— Im 16. Heft der „Mitteilungen der Erdbeben-Kommission“ berichtet der Karlsbader Stadtgeologe J. Anett über das erzgebirgische Schwarmbeben in der Umgegend von Grassitz und Aßch vom 13. Februar bis 25. März 1903. Der Bericht enthält eine ausführliche Stokliste, welche 507 Erdstöße verzeichnet, sowie auf einer Tafel die geographische Verbreitung der Erdbebenwellen. Die heftigsten Erdstöße fanden am 5., 6. und 7. März d. J. statt; ihre Erschütterungen reichten im Osten bis Neuseu, im Süden bis Neustadt und Hazelberg bei Pflaumberg im Böhmerwalde, und sie erstreckten sich weiter über Oberfranken, die bairische Pfalz, die thüringischen Staaten und einen großen Teil des Königreichs Sachsen. Die Erschütterungskreise späterer Erdstöße umfaßten ein viel kleineres Gebiet, indem die Intensität nach dem erwähnten Zeitpunkt immer mehr zurückging, wie sich aus dem Verzeichnis der erschütterten Orte ergibt. Höchst interessant ist der Umstand, daß, während diese Erdbeben im Erzgebirge stattfanden, an gewissen Punkten Böhmens schwache Erschütterungen zu andern Tageszeiten aufgetreten waren, die als „Melaisbeben“ bezeichnet werden. —

y. Kleine Geläutapparate für Weihnachtsbäume. Eine zur Ausputzung des Weihnachtsbaumes bestimmte Neuheit besteht in einem kleinen Geläut aus einem Drahtgestell, das auf der einen Seite eine kleine Glode und auf der andern Seite ein Flügelrad mit zwei kleinen Kugeln trägt. Bringt man diese kleine Vorrichtung so am Weihnachtsbaum an, daß die von jedem Lichte ausgehende Wärme durch das Schaufelrad geht, dann wird dieses dadurch in drehende Bewegung versetzt. Die beiden lose befestigten Kugeln werden infolge der drehenden Bewegung gegen die kleine Glode geschlagen und man hat so in einfachster Weise am Weihnachtsbaum ein Glodengeläut, das durch Verwendung mehrerer dieser kleinen Vorrichtungen an Reiz gewinnt. Um die richtige Befestigung dieses Glodengeläuts am Weihnachtsbaum wesentlich zu erleichtern, hat man dazu hängende Lichthalter hergestellt, welche die Anbringung der kleinen Vorrichtung ohne Mühe ermöglichen. —

— Verloren. . . Die „Schleswigsche Tagespost“ zeigt aus Tostlund folgenden Verlust an: „Als neulich eine Hochzeitgesellschaft von der Kirche in Tieslund nach Hause fuhr, riß unterwegs die Kinnleite des Pferdes vor dem Einspanner, welcher das Brautpaar enthielt. Der Kutsher verlor infolge dessen die a e l w ü t n g m d, r 6 2 7 3 8 4 9 5 0 — stürzte in einen Graben, so daß die festlich gepuderten jungen Mädchen nach allen Seiten flogen. Ein Mädchen erlitt eine Quetschung am Bein, die ärztliche Hilfe forderte, der Kutsher verstauchte sich den Finger, die übrigen kamen mit dem Schrecken davon.“ Der ehrliche Finder kann sich melden. —